

# Diasporaseelsorge [Schluss]

Autor(en): **Gilg, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-404014>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Diasporaseelsorge.

(Schluss.)

### Zur christkatholischen Diasporaseelsorge.

Mit dem Schwinden der judaeozentrischen Betrachtung der Weltgeschichte, mit dem Zurücktreten von Jerusalem und Antiochien hinter die Patriarchate von Alexandrien, Konstantinopel und Rom fanden nicht nur die kirchengeschichtlichen Bewegungen neue Zentren, sondern erfuhr auch die christliche „Diaspora“ eine Loslösung von dem sie ursprünglich bestimmenden Palästina. Die Bedeutung, welche für diese Entwicklung — wie überhaupt für die Entfaltung der christlichen Gedankenwelt — der Sturz Jerusalems hatte, kann kaum zu hoch in Rechnung gestellt werden. Der Begriff „Diaspora“ wurde jeglicher jüdisch-heilsgeschichtlichen Sphäre entzogen und diente nur mehr zur Bezeichnung von Gegenden mit christlichen Minderheiten, eine Tatsache, auf welche wir mit Nachdruck hinweisen möchten. Nicht das heilige Land und die heilige Stadt bestimmten fürderhin, was Diaspora sei, sondern der Quantitätsbegriff der Minorität. Da aber innerhalb der Christenheit gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts sich in mächtiger Auseinandersetzung die katholische und die marcionitische Kirche gegenüberstanden, hatten sich wohl beide Kirchen ihrer Minoritäten anzunehmen, welche sich innerhalb der Majoritäten der Gegenkirche zu halten suchten, also in diesem Sinn Diasporaseelsorge auszuüben. So waren nun auch bis zur Reformation die unter Christen der Grosskirche zerstreuten Glieder christlicher Sekten Diasporanen, welche sich gegenseitig Seelsorge spenden mussten. Wir dürfen da nicht zuletzt an die seelsorgerlichen Geheimbeziehungen der mittelalterlichen weitherum zerstreuten „Gottesfreunde“ denken, welche im Johanniterhaus „Grünenwörth“ zu Strassburg eine Zentralstätte hatten und die in der Schweiz bis hinauf ins Kloster Engelberg, auch in Wolfenschiessen und im Ranft zu finden waren. Die Diasporaseelsorge gestaltete sich so, wenigstens zum Teil, zu einem Sekten- und Schismatikerproblem; seit der Reformation — und insbesondere seit den Tagen der „Aufklärungszeit“ — ist sie recht eigentlich eine „Konfessionsfrage“ geworden. Einst waren

nur Christen unter Nichtchristen Diasporanen, heute sind es auch Christkatholiken unter Romkatholiken, Christkatholiken unter Protestanten und umgekehrt. Da wir nur wenige Majoritätsgemeinden besitzen, so sind wir beinahe alle Diasporanen. Wo jedoch festgefügte Minoritätsgemeinden vorhanden sind, hat sich allerdings das Gefühl, eine Diasporagemeinde zu sein, verflüchtigt. Man betrachtet vielmehr in solchen Gemeinden nur jene als Diasporanen, welche von einer in sich geschlossenen Gemeinde mit regelmässigem gottesdienstlichem Leben entfernt wohnen. Armenversorgung, Industrie, Handel und Verkehr, auch das Bedürfnis, den Lebensabend an einem den Mitteln und dem Suchen nach Erholung entsprechenden Ort zu verbringen, Steuer- und Wohnungsprobleme führen Christkatholiken in steigendem Masse in Gegenden, wo sie des Gemeindelebens entbehren müssen. Da erweist sich denn eine Diasporaseelsorge im engsten Sinn des Wortes als eine unumgängliche Notwendigkeit.

Was haben wir dabei als das Entscheidende zu betrachten? Ich denke doch vor allem den religiösen Dienst, bei welchem wir alle Gaben dankbar benützen, welche die christkatholische Kirche darzubieten vermag. Diesen Dienst werden wir in erster Linie zu leisten versuchen anlässlich von Besuchen bei Gesunden und Kranken. Dass wir dabei, wo neben einer Muttergemeinde ein grosses Diasporagebiet mit vierzig und fünfzig Stationen von einem allein zu besorgen ist, die vielen Verbindungsschwierigkeiten wo immer möglich durch Anschaffung von Pfarrautomobilen verringern sollten, ist eine Angelegenheit von dringlicher Natur.

Das Meldeamt, welchem die Wegreise von Gemeindegliedern aus Gemeinden oder Diasporastationen durch die Pfarrämter mit möglichst genauen Angaben — zur Erreichung derselben möge sich jeder Pfarrer bemühen, um den Kollegen nicht unnütz umherzusprengen — von Familienstand, Heimat, Geburtsdaten, Beruf, neuem Wohnort, Strasse und Nummer zuhanden der Kartothek berichtet werden soll, macht den zuständigen Geistlichen mit dem neuen Diasporanen bekannt. Wir werden nun am besten tun, wenn wir den Betreffenden sofort, gegebenenfalls unter Beilegung von Gemeindeblättern, brieflich herzlich willkommen heissen und ihm unseren Besuch in Aussicht stellen. Befinden sich andere Diasporanen in seiner Nähe, so ist es wohlthuend für den sich vielleicht einsam Fühlenden,

wenn wir ihm — wir sollen überhaupt immer darnach trachten, bei jeder Gelegenheit, auch nach Gottesdiensten, die Diasporanen einander vorzustellen — die Adressen mitteilen, vorausgesetzt, dass wir ihm so viel Vertrauen entgegenbringen dürfen, weshalb einige Angaben des frühern Pfarrers in dieser Hinsicht höchst wünschbar sind. Auf einen solchen Brief wird gewöhnlich nie geantwortet, was allerdings nicht etwa besagt, dass er keine Freude bereitere. Es gehört aber zur Erziehung einer Gemeinde, dass deren Glieder es als Selbstverständlichkeit — ganz abgesehen von allem Anstand — betrachten lernen: Man verlässt eine Gemeinde nicht, ohne sich bei seinem Seelsorger persönlich zu verabschieden, und man tritt in keinen Diasporabezirk ein, ohne dass man dem neuen Seelsorger mündlich oder schriftlich einen Gruss entbietet. Das sind die Grundvoraussetzungen für eine fruchtbare Diasporaseelsorge, und wir können im Unterricht, in den Vereinen, auch anlässlich von entsprechenden Predigten, und wo es immer sei, nicht genugsam in dieser Hinsicht wirken. Der heilige Geist ist ein Gemeinschaftsgründer, nur der Verderben bringende Geist dieser Welt ein Egoist und Separatist; gerade an Pfingsten darf man wohl einmal im Blick auf die jerusalemische Diasporaverammlung und die Gründung der christlichen Kirche von der Lage und den Pflichten der Diasporanen reden.

Stellen Sie sich nun einmal — ich blicke in meine Diaspora hinein, zu welcher an 54 Orten Mitglieder zählen und die sich vom Zuger-, über Brünig und Gotthard, bis zum Briener- und Comersee erstreckt — die Situation eines Mannes vor, welcher zufolge seines Heimatscheins — zum Teil durch eigene Schuld, es sei das zugegeben — als Christkatholik in ein von romkatholischen Schwestern geführtes, ganz unter ihrem Einfluss stehendes Armenhaus kommt. Der hat, wenn er treu seiner Überzeugung lebt, nicht bloss keinen leichten Stand, sondern in den meisten Fällen — es gibt seltene Ausnahmen — kein Heim; er ist wirklich ein „Ausgesonderter“. Schon manche, die in dieser Lage waren, haben mir im Studierzimmer erzählt, wie sie den Herrgott bäten, er möge sie bald heimrufen. Für solche ist wirklich der Besuch des Pfarrers eine Wohltat; eine Wohltat ist's auch, wenn wir ihnen finanziell die Möglichkeit geben, hie und da zum Gottesdienst zu fahren und ausserhalb des Armenhauses essen zu dürfen. Es kann uns dann freilich

begegnen, dass, wenn wir einem solchen treuen Christkatholiken wieder einmal ein Paket senden, es zurückkommt mit dem Vermerk: „Adressat gestorben“ (so ging's mir mit einem nur kurze Zeit krank gewesenen Angehörigen des Armenhauses Sursee), oder wenn wir ihn besuchen wollen, er draussen bei der Friedhofmauer begraben liegt (das begegnete mir anlässlich eines Besuches im Armenhaus Altshofen), ohne dass dem christkatholischen Pfarrer auch nur das geringste gemeldet worden wäre. Eine romkatholische Schwester hat einem noch lebenden Insassen eines solchen sonst gut geführten Hauses erklärt, dass es selbstverständlicherweise ihre Pflicht sei, noch im letzten Moment zu versuchen, einen Menschen zu retten, indem sie ihn „der allein selig machenden“ Kirche zuführe. Der Betreffende — welcher über seinem Bett links und rechts vom Kreuzifix die Bilder von Bischof Herzog und Dr. Weibel aufgehängt hat — könne gar nicht ermessen, was er in der letzten Stunde, unmittelbar vor der Entscheidung, fühle. Was das besagt, ist jedem deutlich, der weiss, dass nach Canon 1240, § 1, des Codex Iuris Canonici „solchen Sündern“ nur dann die romkirchliche Beerdigung entzogen werden muss, wenn sie vor dem Sterben nicht noch irgendein Zeichen der Reue gegeben haben („nisi ante mortem aliqua dederint poenitentiae signa“). Was nun alles von seiten einer bekehrungseifrigen Nonne bei einem Sterbenden als „irgendein Zeichen der Reue“ gedeutet werden kann — insbesondere, wenn man eine christkatholische Beerdigung im romkatholischen Dorf vermeiden möchte — das vermögen wir uns leicht zu denken. In solchen Fällen müssen wir froh sein, wenn wir das Bewusstsein haben dürfen, dass wir den Heimgegangenen zu Lebzeiten etwas Christuslicht entgegengetragen haben, das ihren finstern Weg erhellte und in die Frostigkeit der Umgebung ein wenig Wärme strahlen liess.

Wir kommen aber vielleicht auch zu Diasporanen, die sich in der Isoliertheit, in welche sie möglicherweise der Beruf geführt hat — ich denke an die Beamten und Angestellten der Verkehrsanstalten oder an Führer und Arbeiter entlegener Fabriken oder Kraftwerke — mit einer Nebenbeschäftigung abgeben. Ein Stationsbeamter besorgt so nach wissenschaftlichen Methoden eine grosse Schmetterlingsammlung, aber niemand im Dorf zeigt Interesse. Für ihn ist es vor allem ein seelsorgerliches Erlebnis, wenn er im Pfarrer einem Menschen begegnet,

der sich mit grosser Freude die bunte Mannigfaltigkeit von „Einheimischen“ und „Exoten“ erklären lässt und mit Verständnis diese Riesenarbeit zu schätzen weiss. Von selbst kommt man da auf ihn zu sprechen, der das alles erst gedacht, bevor er es durch Sein Wort werden liess. — Ein pensionierter Tramführer im Süden ist Laienastronom. Ich sass kürzlich gegen zwei Stunden bei ihm. Warum so lange? Weil er immer wieder mit neuen Fragen kam. Ich fragte ihn erst über seine Sterne; aber allmählich fing er mit Fragen an: Geist, Leib, Auferstehung? Broschüren wurden aus der Schublade hervorgeholt: Theosophisches, Anthroposophisches, Spiritistisches, „Ernste Bibelforscher“. Wahrlich, es war gut, dass er jetzt Aussprache pflegen konnte. — Ein anderer schnitzt oder schriftstellert auf dem Gebiet der Flugpost-Philatelisten, wieder ein anderer malt und treibt Musik mit den Kindern. Da soll man erst nichts anderes sein wollen als der Freund, der schaut und hört.

Wichtig sind aber besonders die Krankenbesuche. Sind sie auch in der Diaspora nur in spärlichem Masse möglich, so kommt man oft doch rechtzeitig, um fürs Nötigste besorgt zu sein. Anlässlich von solchen Besuchen lässt sich wohl am ehesten an dem bauen, was wir in der jüdischen und urchristlichen Diaspora vorfanden, an der Hausgemeinde. Wenn wir mit dem Kranken, welcher keinen Gottesdienst zu besuchen vermag, eine kleine Betrachtung halten, der ein Gebet angeschlossen wird, dann gesellt sich vielleicht gerne jemand aus der Familie dem kleinen Kreis in der Krankenstube bei. So wird die Hausandacht in die Familie getragen, und wir dürfen später gewiss etwa den Hirtenbrief unseres heimgegangenen Bischofs: „Auf dem Krankenlager“ oder eine unserer Krankengaben zurücklassen mit der Bitte an ein Familienglied, dem oder der Kranken etwas vorzulesen. Insbesondere bei der Hauskommunion lässt sich die Hausgemeinde versammeln. Wenn immer möglich, sollten wir anlässlich derselben versuchen, die erwachsenen Glieder der Familie einzuladen, alle an der Kommunion teilzunehmen. Ein kleiner Altar mit Kruzifix (eventuell Kerzen) und Blumen ist leicht zu errichten. — Führt uns die Diasporaseelsorge auf grösseren Reisen zum Tisch eines Gemeindegliedes, dann sollten wir nie versäumen, sofern wir spüren, dass es irgendwie möglich ist — wie schön, wenn wir dazu eingeladen würden vom Hausvater —, der Mahlzeit vorgängig ein ent-

sprechendes Gebet einzufügen. Die Privatliturgie in den Häusern der Diaspora, für welche das Buch Daniel, wie wir bereits erwähnt, so eindringlich eintritt, muss auch in unseren christkatholischen Familien wieder ein Erbgut werden. Ich weiss, dass dabei das „Werden“ zu betonen ist. Sofern die Diasporafamilie das Bewusstsein haben darf, wenn sie sich zum Morgengebet versammelt: Jetzt beten sie gleichzeitig in allen christkatholischen Häusern, in den Familien der Pfarrer sowohl wie in den Familien der Laien, dann wird ein solches Morgengebet, vom Hausvater gesprochen, uns alle stark verbinden. Ich persönlich betrachte die Frage, ob unsere Familien betende Hausgemeinden werden, als die Schicksalsfrage unserer Kirche überhaupt. Jedermann mag sich nun selbst überlegen, ob eine Seelsorge äusserer Betriebsamkeit, und sei sie dabei in bester Absicht, von den allerneuesten Methoden bestimmt — was heisst das letztlich? — zu diesem Ziele zu führen vermag. Der Apostel Paulus hat wohl gewusst, warum er den Korinthern so deutlich vor Augen hielt, dass man auf dem Fundament „Christus“ die Kirche in verschiedenster Art und Weise, mit Gold, Silber, kostbaren Steinen, Balken, Gras, Stroh bauen könne. Er will auch uns zeigen, dass es nicht genügt, wenn nur mit allen möglichen Materialien drauflos gearbeitet wird in der Absicht, die Kirche nach aussen hin in denkbar kürzester Zeit recht gross erscheinen zu lassen. Er selbst lehnt eine nach unwahren Erfolgen haschende kirchlich-seelsorgerische Scheinarbeit ab. Wir sollen uns vielmehr immer darauf besinnen, dass die Bauarbeit dereinst im Feuer des göttlichen Gerichtes geprüft und alles Wertlose, Vergängliche ausgeschieden, ja vernichtet wird (I. Kor. 3!). Unser heimgegangener Bischof erzählte mir einmal, wie ihm gegenüber ein anglikanischer Bischof erklärt habe: „In Ihrer Kirche wird zu wenig gebetet.“ Wir wollen die Frage hier nicht aufwerfen, wie weit sich ein Mensch, dem das Innere der Mitmenschen vielfach doch so verschlossen ist, in der Lage befindet, mit etlichem Recht ein solches allgemeines Urteil zu fällen; aber es wird sicherlich von höchstem Wert sein, wenn die einzelnen Christkatholiken der Diaspora wie der Gemeinden sich im stillen die ernste Gewissensfrage stellen, ob dieses Wort nicht auf eine tatsächliche Schwäche weiter Kreise unserer Gemeinschaft hinweist.

Mit alledem haben wir schon darauf hingedeutet, dass sich der religiöse Dienst, welchen wir zu leisten haben, auch in geläutertem kultischem, gottesdienstlichem Handeln äussern muss. Ist einmal irgendwo die Hausgemeinde, womöglich mit einer Hausliturgie, vorhanden, dann dürfen wir verschiedene Familien der betreffenden Gegend zu einem gemeinschaftlichen Feiern einladen, vielleicht zu einem Feldgottesdienst, an welchem, falls die Distanzen das gestatten, der Kirchenchor der Gemeinde teilnimmt (so halten wir's mit den Diasporanen von Grosswangen), oder in die Stube einer Familie (so geschah's in Camorino), später etwa in einer Kapelle des Ortes (so jetzt in Bellinzona, wo uns anlässlich der letzten Feier der protestantische Kollege des Ortes in zuvorkommender Weise die Orgel spielte). Unseren christkatholisch-kultischen Feiern stellen sich nun allerdings — ganz abgesehen von den Hemmungen, welche die Distanzen und die Fahrtauslagen für den Gottesdienstbesuch bedeuten — in der Diaspora besondere Schwierigkeiten entgegen, welche es unmöglich machen, die mannigfaltigen kultischen Gaben, die das Charisma unserer Kirche bilden, so zur seelsorgerlichen Geltung zu bringen, wie das wünschbar wäre. Wenn vor Jahrtausenden, wie wir uns das heute schon deutlich gemacht, aus den Situationen der Diaspora der vergeistigte Synagogengottesdienst hervorgegangen ist, in dessen Mittelpunkt nur das leicht mitzunehmende heilige Buch stand, so ist das nicht von ungefähr gekommen. Die Analogien der Geschichte machen sich auch da bemerkbar. Wir werden also nicht zuletzt in kultischer Hinsicht suchen, das praktisch Mögliche zu erreichen, in der Erkenntnis, dass wir uns weniger in der Lage des Gemeindepfarrers als in derjenigen eines Missionars befinden, welcher immer wieder schöpferisch zu handeln hat. Indem wir durch lange Zeiten Erfahrungen sammeln, entdecken wir gewiss auch Mittel und Wege, die spezifisch christkatholischen Gaben den Diasporanen vermitteln zu können. Die kleinen Gruppen in der Diaspora machen es ja zum Beispiel bereits jetzt schon möglich, dass — Altardiener haben wir vielleicht keine — die Gemeinde selbst bei allen Gebeten respondiirt, dass die Gemeinde an allen Gebeten des Priesters, der Priester an allen Liedern der Gemeinde teilnimmt, etwas was in den grössern Gemeinden leider noch nicht erreicht ist. Ferner lässt sich gerade während der Palmsonntagszeit in der Diaspora die Pal-



menweihe vollziehen. Es ist etwas tief Sinnvolles, wenn dann die Diasporanen, Palmzweige tragend, nach allen Windrichtungen reisen, um diese gesegneten Zweige an entsprechender Stätte ihres Hauses aufzubewahren, damit sie in den einzelnen Hausgemeinden das Jahr hindurch eine Willkommensbegrüßung seien für den Einzug haltenden Christus, der auch in der Diaspora vor der Türe steht und anklopft, um zu dem einzugehen, welcher ihm auftut. — Einzigartig ist in der Diaspora gewöhnlich die allgemeine Teilnahme an der Kommunion, da ich anlässlich der verschiedenen Feiern — in Ermangelung einer Kommunionbank — das Abendmahlsbrot jedem entgegen trage. Da spüren es doch alle, was es heisst: „Wir, die wir teilhaben an Einem Brot, sind Ein Leib.“ Bei solchen Kommunionen in der „Zerstreuung“ musste ich schon oft des Abendmahlsgebets gedenken, welches sich im urchristlichen Büchlein der Didache (9,4) findet:

„Wie dieses gebrochene Brot zerstreut war auf den Bergen,  
und zusammengebracht eins wurde,  
So lass auch Deine Kirche von den Enden der Erde  
in Dein Reich zusammengebracht werden,  
Denn Dein ist die Herrlichkeit und die Kraft  
durch Jesus Christus in Ewigkeit.“

Wie insbesondere bei Taufen, Trauungen und Beerdigungen unser Ritus mit seinen sinnvollen heiligen Zeichen segensvoll in der Diaspora zu wirken vermag, brauchen wir wohl kaum besonders erwähnen zu müssen. Ich habe es einmal erlebt, dass anlässlich der Trauung eines Christkatholiken mit einer ehemaligen Romkatholikin, welche der romkatholische Pfarrer des Dorfes durch Aufweisung von Familiengliedern bis zum letzten Moment zu vereiteln suchte, diese Familienglieder, welche sich nur mit innerem Widerstreben an der Feier beteiligten, nachher wie umgewandelt waren. Gerade damals hatten die christkatholischen Angehörigen einen prächtigen Altar, ganz von sich aus, gebaut. Und welchen Eindruck unsere schlichte, landessprachige Liturgie bei Beerdigungen auf die gegenwärtigen Romkatholiken macht, das durften wir mit vielen anderen schon mehrfach erfahren. Zu einer entsprechenden Tat führt allerdings dieser Eindruck nur ganz selten. Aber gerade hier wollen wir — obgleich es uns nicht immer leicht geht — ökumenisch denken, wie auch die Schlussbitte des Ritus auf dem Diasporafriedhof so ökumenisch gedacht ist: „Mögen durch Gottes Barm-

herzigkeit alle, die auf diesem Gottesacker begraben sind, ruhen in Frieden.“ Allerdings lässt sich nicht verkennen, dass durch solche Feiern in vielen Romkatholiken die Frage aufgerührt wird, welche Peter Rosegger im Blick auf einen miterlebten christkatholischen Gottesdienst in dem Buch „Mein Himmelreich“ niedergeschrieben hat: „Warum ist mir und meinem Alpenvolke nicht gegönnt, das in unsern Kirchen zu finden?“ Solches Fragen hat zum Beispiel in Luzern kürzlich dazu geführt, dass bei romkatholischen Beerdigungen nun in weitgehendem Mass die deutsche Sprache für die liturgischen Gebete verwendet wird. Und wenn wir bedenken, wie man im Bistum Basel seit der Tätigkeit des ehemaligen Berner Pfarrers, Herrn Bischof Stammeler †, für deutschen Gemeindegesang im romkatholischen Gottesdienst wirkt, dann erkennen wir in alledem nicht in letzter Linie die Folge christkatholischer liturgischer Betätigung; dann dürfen wir uns freuen, vornehmlich mit unserer Diasporaseelsorge auf diese Weise direkt und indirekt auch romkatholische Kreise zu erreichen und ihnen Seelsorgedienst darbringen zu können. Es kommt gewiss nicht von ungefähr, dass das romkirchliche Rechtsbuch Canon 1258 im Blick auf den Besuch von „akatholischen“ Beerdigungen, Hochzeiten und ähnlichen Feierlichkeiten auf die Gefahr der „Perversion“ hindeutet. Eines wollen wir anlässlich von Beerdigungen nie vergessen, die Gelegenheit der Ansprache auszunützen, um allen Anwesenden Evangelium zu verkündigen, Auferstehungsbotschaft. — Wie die Zeichen oft mehr sagen als Worte, das ist mir einmal so recht deutlich geworden, als ich während einem furchtbaren Gewitter eine Diasporabeerdigung vorzunehmen hatte. Der Regen peitschte mit solcher Wucht auf die Schirme ein und Donnerschlag folgte dermassen auf Donnerschlag, dass ich bei aller Anstrengung meine eigenen Worte kaum mehr vernahm. Für die Umstehenden blieben nur wahrnehmbar: die Einsegnung des Sarges, die † Einsegnung des Grabes, das Herabwerfen der vergänglichen Erde und die Besprengung mit Weihwasser („Der Herr des Lebens und des Todes läutere und erquicke die Seele dieses Verstorbenen mit dem Tau seiner göttlichen Gnade“). Alle Worte versagten, nur die Zeichen redeten. Wir haben daher wirklich allen Grund, uns als Christkatholiken immer wieder in den Sinn solcher heiligen Zeichen zu vertiefen und uns recht lebendig dieser kultischen Zeichensprache zu bedienen;

denn nicht zuletzt in der Diaspora, wo oft die Verschiedensprachigkeit der Gläubigen hemmend wirkt, wird deutlich, wie heilige Zeichen, welche nicht in die Grenzen irdischer Sprachkenntnis eingeengt sind, in ganz anders universaler Weise von dem „Wort“ zu reden vermögen als die Worte. Aber wie jede Sprache, so muss man auch die Sprache der Liturgie erst sorgfältig kennen lernen. — Wenn, wie es in E. geschah, der römisch-katholische Ortspfarrer hinter dem Turmfensterchen der Beerdigung beiwohnt oder, wie es in A. der Fall war, der Kaplan in leider wenig würdiger Haltung von seinem am Friedhof gelegenen Haus aus die Trauerfeier verfolgte, so kann uns das in gewisser Hinsicht nur freuen. Mag er sich als etwas anderes fühlen, wir betrachten ihn vor dieser ersten letzten Grenze unseres irdischen Daseins als Mitchrist unter Mitchristen.

Viel hängt in der Diaspora davon ab, wie wir Unterricht erteilen. Wenn wir bedenken, dass wir den nächstwohnenden Diasporakindern alle 14 Tage, anderen alle Monate oder alle sechs Wochen, den Tessinern nur dreimal im Jahr Unterricht geben können, dann wird jedem klar, wie verschieden geartet dieser Unterricht jeweils zu sein hat. Der Diasporaunterricht muss vor allem einen Ersatz bilden für den Gottesdienst, welchen diese Kinder nicht besuchen können. Es handelt sich weniger um ein schulmässiges Lernen als ums Gepacktwerden. Bedeutsam ist vor allem das Miteinanderbeten, bei welchem die Beachtung der besonderen Verhältnisse sehr wichtig ist, damit beten für das Kind ja nichts Mechanisches, Schulmässiges werde. Das Kind hört ja vielleicht nur da beten oder ist an das monotone, entgeistigte Gebet römischer Schulen gewöhnt; möge es jetzt in ein wirkliches Gebetsleben hineinwachsen dürfen. Wenn möglich, soll ferner in einem solchen Unterricht viel gesungen werden. Er muss, wie wir meinen, um es einmal ganz deutlich zu formulieren, christkatholischer Kultunterricht sein. Im Zentrum stehe das Gebet- und Gesangbuch, in welchem jeder Christkatholik — und ganz besonders der Diasporane — die ihm vertraute geistige Heimat erkennen soll. In Anlehnung an unsere Lieder kann das Leben des Heilandes behandelt werden, und wir wollen es uns nicht verdrissen lassen, zur Verlebendigung des Unterrichts schöne Bildwerke in die Diaspora hinaus zu schleppen. In Anlehnung an Lieder geschehe die Durchdenkung der Sakramente und der betreffenden Riten. In Ver-

bindung mit Liedern behandle man die Messe, deren geschichtliches Werden Einblick gewährt in die Geschichte der Gemeinde; auch versuche man, von Liedern ausgehend (Lied 164; 182; 56; dann 2 ff.) in die Welt der Psalmen, der babylonischen Gefangenschaft, des Prophetismus einzuführen. Wie schön ist es, wenn nun noch im Diasporanenhause ein Klavier vorhanden ist, wie wichtig, dass der Seelsorger vermag mit diesem Instrument die gesungenen Lieder ohne lange Umstände zu begleiten. Auswendig lernen lasse ich nur Lieder und die wichtigsten Teile unserer Riten (z. B. auch Psalmen), damit die Diasporanen so in die Einheit der christkatholischen Kultgenossenschaft hineinwachsen und in Stunden der Einsamkeit und des Leides in Erinnerung an dieselben Kraft und Vertiefung finden. Wir wollen nie vergessen, wie selbst der verstossene Heiland auf Golgatha in schwerster Stunde, als seine Hände, die so oft das Bibelbuch umfasst hielten, gefesselt waren, seine Gedanken auf die heiligen Gesänge Israels richtete, welche sich seinem Gedächtnis von Jugend an in der Synagoge und anlässlich der Hausandacht eingeprägt hatten, wollen nie uneingedenk sein dessen, was ihm in grösster Einsamkeit der 22. Psalm bedeutete. — Wichtig ist in den spätern Schulstufen die eindringliche Durchdenkung der Konfessionsprobleme. Ich liebe, diese in Angriff zu nehmen, indem ich z. B. das reiche Leben der Amalie von Lasaulx darstelle und damit die Konfessionsprobleme des 19. Jahrhunderts aufzudecken und zu besprechen versuche. Bei solchen Gesprächen rückt nicht selten auch die weitere Familie dem Unterrichtstisch näher. So ist dann schon das Schlusslied mit Gebet und Segen — ohne letztern sollten wir nie von den Kindern scheiden — zu einem unvorhergesehenen kleinen Abendgottesdienst der Hausgemeinde geworden.

Wir haben heute bei Verfolgung der historischen Problemlagen erkannt, welchen hohen Wert für die jüdische und urchristliche Diasporaseelsorge das Schrifttum (Briefe, Flugblätter und Abschriften aus den heiligen Buchrollen) besass. In ähnlicher Weise haben wir unseren Dienst, wo es nötig ist, auszurichten durch einen lebendigen Briefverkehr, mit welchem wir Trostbedürftigen begegnen können, die wir nicht zu besuchen vermögen, anderen raten dürfen, die in ferner Abgeschiedenheit irgendeines Rates warten. Wenn es sich um geschäftliche, technische Räte handelt — ich hatte so der Mutter einer Dia-

sporanenfamilie, deren Vater arbeitsunfähig geworden war, bei der Gründung eines Stoffrestenladens behilflich zu sein —, dann fällt uns die Aufgabe zu, von der Muttergemeinde aus die in der betreffenden Angelegenheit bewanderten Leute mit den Diasporanen in Verbindung zu bringen. Wichtig ist ferner der Verkehr, welchen wir durch das Mittel der kirchlichen Presse, insbesondere auch des Gemeindeblattes, pflegen. Wir müssen versuchen, durch Berichte die Diasporanen an den Ereignissen in der Gemeinde teilnehmen zu lassen; aber vor allem an dem religiösen Geschehen. Betrachtungen, Predigten, Ansprachen bei Beerdigungen opfertreuer Gemeindemitglieder, von welchen die Diasporanen nie etwas hören, sollen in gedruckter Form in der Diaspora draussen die Möglichkeit schaffen, einzutreten in den Kreis der feiernden Gemeinde. Mehr als bis anhin dürfen wir auf die Verbreitung des Orgelbuches bedacht sein, damit die Hausgemeinde sich ums Klavier schare zu gemeinschaftlichem Lied, ganz besonders in der Advents- und Fastenzeit. Bibel, Gebet- und Gesangbuch müssen im Diasporanenhaus — wie in den Tagen des Juden- und Urchristentums — ihre zentrale Bedeutung zurückgewinnen. Wir haben darum dem neuen Kalender einen Bibellesekalender fürs ganze Jahr beigefügt, um damit gemeinsame Tageslesung unter allen Christkatholiken zu ermöglichen. Solches kommt nicht von heute auf morgen; da gilt das bereits zitierte Harnackwort, dass: „Konfessionen sich sehr langsam entwickeln und erst allmählich ihr wahres Wesen zu eindeutigen, klarem Ausdruck bringen“. Und ich betone immer wieder, dass wir uns ganz in den Anfängen befinden und, bei aller eschatologischen Spannkraft, jene Geduld uns anzueignen haben, welche im Blick auf eine notwendige Entwicklung von Jahrzehnten, ja Jahrhunderten, sagen wir vor allem im Blick auf Gottes Ewigkeit, stark wird. — Als ein sehr wichtiges Organ der Diasporaseelsorge betrachte ich den Christkatholischen Hauskalender, dem wir mit grossem Recht alle Sorgfalt zuwenden, denn er darf in keinem Hause der Diaspora fehlen. Wie in der Diasporaseelsorge auch Kleinigkeiten wichtig sind, dafür nur ein Beispiel. Als ich von Marburg aus 1912 meinen Beitrag für den Kalender einsandte, schlug ich vor, man möge doch von jetzt an ein „Anhängelöchlein“ an letzterem anbringen. Der Vorschlag wurde in entgegenkommender Weise ausgeführt. Und nun finden Sie überall den Kalender in der Diaspora aufgehängt.

Das kommt an manchen Orten einem mutigen Bekenntnis gleich; macht Leute beim Eintreten in die Stube auf etwas aufmerksam, von dem sie noch nichts wissen, und gibt den Diasporanen Gelegenheit, Antworten bereit zu halten für die Zeit, da sie gefragt werden. — Nicht minder wichtig ist die Versorgung der Diasporanen mit Büchern aus der Gemeindebibliothek. Nur sollen wir darnach trachten, die Diasporanen auch mit biographischer und weltanschaulicher Literatur bekannt zu machen, die geeignet ist, sie ihrer Zugehörigkeit zur christkatholischen Kirche froh werden zu lassen und welcher sie in anderen Bibliotheken nicht ohne weiteres begegnen. Im Juniheft der Monatsschrift „Hochland“ klagt Philipp Funk in einem Artikel „Vom katholischen Verlagswesen“ über „den Mangel des Sinnes für Qualität“ anlässlich von Buchbesprechungen in romkatholischen Zeitungen und über die „Gleichgültigkeit und Stumpfheit“ des romkatholischen Publikums beim Erscheinen eines wirklichen Meisterwerks der Gegenwart, als welches er beispielsweise Karl Adams „Wesen des Katholizismus“ nennt, das es, wie er schreibt: „glücklich in zwei Jahren zur zweiten Auflage gebracht, obwohl es zu den wenigen Büchern gehört, von denen man nach hundert oder mehr Jahren noch sprechen wird, wenn man die geistige Summe unserer Zeit zieht. Andere, sehr vergängliche Werke zählen viele Tausende<sup>32)</sup>!“ Wir haben volles Verständnis für diese Klage, wiewohl Karl Adams — ich kann nicht anders sagen als — advokatenhaftes Buch<sup>32a)</sup>, dessen letztes Kapitel „Der Katholizismus in seiner Erscheinung“ uns am ehesten innerlich zu ergreifen vermochte, allzu deutlich den Eindruck einer notgedrungenen persönlichen Rechtfertigung des Forschers vor der kirchenamtlichen Behörde im Angesicht der akademischen Jugend macht, so dass wohl manche Missdeutung geschichtlicher Prozesse, welche uns zum ernststen Widerspruch veranlassen müsste, im innern Konflikt des romkatholischen Professors zwischen „Treue zur Kirche“ und „Dienst an der Wahrheit“ (vgl. S. 244) bewusst oder unbewusst von der ersteren her ihre Prägung gefunden haben mag. Inwieweit das mit „heiligem Leid“ (ebenda) geschehen ist und einer Anheftung des Forschers an „das Kreuz seiner Ideale“ (ebenda) gleich kam, bleibe ein von uns unangetastetes Geheimnis seiner wohl von schweren Kämpfen nicht verschont gebliebenen Seele. Es will uns aber scheinen, dass — abgesehen von den Geist-

lichen — auch unsere gebildeten Laien — ganz besonders in der Diaspora — sich in viel höherem Masse als bis anjetzt dem Studium gediegener religiös-kirchlich-weltanschaulicher Literatur zuwenden sollten, wobei Kenntnis unserer eigenen literarischen Arbeiten selbstverständliche Voraussetzung zu sein hätte. Wir müssen dazu kommen, dass, wenn geistig hochstehende Bücher und Abhandlungen aus unserer religiös-kirchlichen Gemeinschaft hervorgehen, sie bei ihnen nicht ignoriert, sondern gekauft und eingehend studiert werden. Wie sich unsere Diasporanen immer mitbeteiligt haben, wenn es galt, finanzielle Opfer zu bringen für die Erhaltung unserer theologischen Fakultät, so werden sie geistig und materiell das Ihre zu tun haben, um das Erstehen einer wertvollen, für den Bestand der Kirche notwendigen christkatholischen Buchliteratur und damit sich selbst zu fördern. Man sollte das Geld nicht lieber für einige rasch verglühenden Zigarren ausgeben als für ein bleibendes, dem Käufer und unserer Kirche im besten Sinn dienendes Buch. Da das hastige, „diagonalenhafte“ Lesen der Tageszeitung das Lesevermögen für anspruchsvollere Literatur in hohem Masse geschädigt hat<sup>32b</sup>), haben wir uns vielfach erst wieder zum wirklichen, denkenden und still gesammelten Lesen von Büchern, welche geistige Anforderungen stellen, zu erziehen. Die geistige Verflachung, zu welcher das positivistisch orientierte neunzehnte Jahrhundert insbesondere unser Bürgertum geführt hat, mahnt wahrlich zu ernster Umkehr. Nicht von ungefähr schrieb seinerzeit unser Luzerner Dichter Karl Spitteler in satirischer Weise von den „Plattfussvölkern“!! Hier stehen uns also wichtige Aufgaben bevor; denn, ach, wie wenig vermag der spärliche Diasporaunterricht zu erreichen, wenn sich die Kinder im Diasporanenhause in die Einöde religiöser Leere und elterlicher Indifferenz gestellt sehen. Die Bibliothekare, welche sich in diesem Sinn in den Dienst der Diaspora stellen, haben wir darum sorgfältig auszusuchen und auszubilden. Sie sollen wissen, dass sie nicht nur Buchhändler sind, sondern ihnen eine bedeutsame geistige Mission anvertraut wird. Etwas möchte ich an dieser Stelle noch erwähnen: Eine wohlwollende Diasporanin meiner Gemeinde hat uns vor wenigen Jahren in freundlicher Weise eine Summe übergeben mit der Bestimmung, dass wir aus den Zinserträgen jährlich einigen treuen Diasporanen eine Freude bereiten sollten. So haben wir denn schon öfters

die schöne Gelegenheit dazu benützt, ins Diasporanenheim prächtige Bücher und Bilder mit religiösem, tiefem Gehalt zu schenken. Die Freude war immer eine grosse für die Diasporanen und uns.

So sehr wir mit unserer Diasporaseelsorge auf Göttliches hinweisen wollen, wo es sich immer zeigt, so wenig dürfen wir — damit unsere Aufgeschlossenheit eine echte und christliche bleibe — in eine aufklärerische, grundsatzlose und rührselige Allerweltsschwärmerei verfallen. Auch wir werden durch die Wahrhaftigkeit einer Exklusive verpflichtet, wie wir ihr in der urchristlichen und — in anderer Art — in der jüdischen Seelsorgearbeit begegnet sind. Wir reden damit nicht der Lieblosigkeit und Selbstgerechtigkeit das Wort, sondern meinen vielmehr, dass es Christenaufgabe ist: wahr in der Liebe, wie lieb in der Wahrheit zu sein. Aber gerade in unserer Kirche muss es betont werden, dass die Toleranz des Evangeliums und die der Aufklärungszeit entstammende, sich vielfach mit der positivistischen Humanitäts„religion“ Auguste Comtes berührende Toleranz des Liberalismus zwei ganz verschiedenartige Grössen sind. Die Kirche ist nicht — und darf nicht sein — ein harmloses, menschlich-allzumenschliches Erbauungskränzchen, sondern sie hat ein Wort zu verwalten und zu verkündigen, das der jenseitigen Wirklichkeit entstammt und von welchem der Hebräerbrief sagt, dass es lebendig sei „und kräftig und schneidender als ein zweischneidiges Messer, und eindringend bis in die Fuge von Seele und Geist, Gelenk und Mark“ (4,12). Wir müssen darum gerade an die Diasporanen, welche unter Andersgläubigen unsere Kirche vertreten, hohe sittliche und religiös-radikale Anforderungen stellen. Den Protestanten gegenüber aber dürfen wir betonen — bei aller unablässigen Selbstkritik —, was wir an wertvollen katholischen Gütern besitzen, ja so besitzen können nur dank der vorausgegangenen Reformation, die leider um ihrer Durchstosskraft willen viel im Tiefsten Wertvolles zerstören musste, was wir nun den Nachkommen der Reformation — Jahrhunderte später innerhalb des Katholizismus' selbst vom Besten der Reformation ergriffen — in geläuterter Form vielleicht zurückschenken dürfen. Den Romkatholiken gegenüber werden wir zeigen, dass das romkirchliche Gesetzbuch, welches Benedikt XV. im Jahr 1918 vermöge der Fülle päpstlicher Allgewalt und Unfehlbarkeit allen Romkatholiken überbunden hat, einen dem



römischen Kirchenwesen allerdings entsprechenden Geist offenbart, welchen der Jünger Jesu jedoch mit Entsetzen von sich weisen muss. Wir werden, wenn es sich um Eheschliessungen zwischen Rom- und Christkatholiken handelt, die uns leider immer wieder Verluste bringen, betonen<sup>33</sup>), dass ein kirchlich korrekter, „guter“ Romkatholik nie eine Christkatholikin zur Frau nehmen wird. Denn er weiss, dass die kirchlichen Vorgesetzten, die ihm massgebend sind, die Aufgabe haben, nach Canon 1064 des romkirchlichen Rechtsbuches

1. die Gläubigen von gemischten Ehen abzuschrecken, soviel sie können;

2. wenn sie solche Ehen nicht verhindern können, doch mit allem Eifer dafür zu sorgen, dass sie nicht wider die Gesetze Gottes und der Kirche geschlossen werden;

3. die auf eigenem oder fremdem Gebiet eingegangenen gemischten Ehen fleissig zu überwachen, ob doch die betreffenden Ehegatten die gegebenen Versprechen wirklich halten.

Er weiss ferner, dass nach Canon 1102, § 2, für die kirchliche Trauung konfessionell gemischter Brautleute „alle heiligen Riten verboten sind“ (*Sed omnes sacri ritus prohibentur*). Allerdings wird ihm nicht unbekannt sein, dass der Codex in charakterloser Art überall Hintertürchen öffnet, wenn es — nicht zur Ehre Gottes, denn um diese handelt es sich nicht mehr, sondern — zur Gewinn- und Machtsteigerung der allzumenschlichen Kirche dienlich ist. Er wird auch richtig den Nachsatz finden: „Sollten sich aus diesem Verbot schwerere Nachteile vorhersehen lassen, so kann der Diözesanbischof von den üblichen kirchlichen Zeremonien die eine oder andere gestatten, jedoch immer mit Ausschluss der Messfeier.“ Des ferneren bestimmt Canon 1109, § 3: „Ehen zwischen einem katholischen und einem nichtkatholischen Teil sollen ausserhalb der Kirche (*extra ecclesiam celebrentur*) abgeschlossen werden“, also in der Amtsstube des Pfarrers, höchstens in der Sakristei. Aber auch hier wird rasch ein eventuell nötiges Türchen geöffnet: „Findet der Diözesanbischof, das könne klugerweise (!) nicht gehalten werden, ohne dass grösserer Nachteil entsteht, so ist es seinem klugen (!) Urteil überlassen, in dieser Angelegenheit zu dispensieren.“ Der „gute“ Romkatholik erkennt aber doch aus allem klar, wie sehr seine Kirche eine gemischte Ehe ächtet und wird von einer solchen abstecken. Kümmert sich ein Romkatholik aber

nicht peinlich um die Satzungen seiner Kirche, so hat er kein inneres Recht, eine Christkatholikin, wohne sie auch in der Diaspora, zu einer römischen Trauung zu veranlassen, zu deren Konsequenz weder er noch sie sich aufrichtig bekennen können. Umgekehrt vermag eine Christkatholikin, die diesen Namen verdient, weil er Zeugnis ablegt von ihrer religiösen Gesinnung, sich unmöglich aufrichtigen Herzens romkatholisch trauen zu lassen. Denn sie muss ja schriftlich das Versprechen abgeben nach Canon 1061, § 1,2 und § 2, dass sie ihre Kinder romkatholisch taufen und erziehen lassen werde. Wie kann sie aber ihre Kinder, das heilige, verantwortungsvolle Geschenk, das ihr anvertraut wird, einer kirchlichen Erziehung übergeben, der sie als Christin ferne stehen muss, weil ihre vielfach so Jesus-ferne Art sie innerlichst schaudern macht<sup>34)</sup> und die mechanische, quantitativ gerichtete Frömmigkeit den Tod wahrhaft biblischer Frömmigkeit bedeutet. Wie kann sie im Moment der Gründung einer Familie eine Kluft aufreißen zwischen sich und der Seele ihrer spätern Kinder. Wie kann sie die Kinder einer Kirche übergeben, die vor aller Welt — als wäre nie ein Jesus zu uns gekommen, als wäre das Gleichnis vom barmherzigen Samariter nie bekannt geworden — einen herrischen, lieblosen Geist dokumentiert, der z. B. im Canon 1242 des romkirchlichen Gesetzbuches erschreckend zum Ausdruck kommt, wo wir die Worte lesen: „Wenn es ohne schweren Nachteil (sc. für die römische Kirche) geschehen kann, so muss die Leiche eines zu meidenden Exkommunizierten, welcher entgegen den kanonischen Bestimmungen an geweihter Stätte beerdigt wurde, *ausgegraben* und an ungeweihtem Ort begraben werden.“ Hier gibt es nur eine Alternative: Ein Mann, der diese Gesinnungsart teilt, der kann sich mit einer wirklichen Christkatholikin nie zu der erforderlichen innern Einheit finden. Ihre Weltanschauungen stehen einander entgegen. Wehe denjenigen, die das unterschätzen. Ein Mann, der aber diese Gesinnungsart aus Jesusergriffenheit ablehnt, gehört nicht mehr in die römische Kirche, sondern hat die Pflicht, seine Braut in der Treue zur christkatholischen Kirche zu bestärken und sich selbst ihr anzuschliessen, da diese einen evangelisch durchläuterten Katholizismus pflegen will, mit der Absicht, Jesus und dem Vater Jesu zu dienen.

Lassen Sie mich zum Schluss eine Anregung machen. Wenn wir jeweils das „Diasporanenlied“ singen:

Verzage nicht, du Häuflein klein,  
Obschon die Feinde willens sein,  
Dich gänzlich zu zerstören . . .

dann denken wir wohl unwillkürlich an jenes zwei Nummern später folgende Lied, das die Bitte enthält:

Gib Knechte, die in treuer Arbeit stehen!

Nun bitten wir damit Gott sicherlich vorerst um tüchtige Priester. Aber könnten wir nicht auch an andere Helfer denken? Wir brauchen gewiss nicht besonders darauf aufmerksam zu machen, wie viele Laien weiblichen und männlichen Geschlechts sich mühen, im Diasporaverein, welcher mit seiner Kollekte auch die Diasporanen umfasst, die unbedingt notwendigen Mittel zur Ermöglichung der Diasporaseelsorge zu sammeln; wie Laien etwa an einer Diasporaversammlung Vorträge halten oder, zum Kirchenchor vereinigt, ein Lied zu den Diasporanen hinaustragen. Wir vergessen auch nicht, wie Mitglieder des Frauenvereins sich der Bedürftigen in der Diaspora annehmen, indem sie nicht nur einer armen Mitschwester Geld- und Warenhilfe senden, sondern auch einen Brief mit Worten des Trostes und der Aufrichtung beilegen. Unsere Töchter und unsere Jungmänner werden ihrerseits dem Gefühl immer mehr Raum zu geben haben, dass sie ihren Altersgenossen in der Diaspora gegenüber eine Verpflichtung besitzen, sie durch periodische Korrespondenzen an den Erlebnissen teilnehmen zu lassen, welche ihnen in der Töchtersvereinigung und im Jungmannschaftsverein wertvoll geworden sind. Laien, welche anlässlich von Geschäftsreisen in den Umkreis von Diasporanen gelangen und oft unbewusst mit Christkatholiken zusammengewesen sind, werden sich nicht begnügen mit dem Ausruf: „Hätte ich das nur gewusst“, sondern vielmehr für das Register der Diasporanen Interesse bekunden und diesen und jenen bei Gelegenheit einmal besuchen. Das alles gehört zur Diasporaseelsorge. Und doch frage ich mich, ob nicht aus dem Kreise der Laien besonders veranlagte Leute sich gewinnen liessen, welche uns insbesondere für die Diaspora auch in engerer seelsorgerlicher Beziehung Helfer sein könnten, die Besuche machen würden, Unterricht zu erteilen und Hausgottesdienste zu übernehmen vermöchten. Es ist selbstverständlich, dass solche Männer und Frauen, mit denen in gewissem Sinn das Amt der urchristlichen Diakonie, der Gemeindepflege, unter uns wieder zu praktischer Bedeutung

gelangen würde, eine entsprechende Vorbildung erhalten müssten. Ich erinnere mich mit Freuden, wie ich 1912 mit einem Laiendiakon der anglikanischen Kirche, der im Privatleben Bibliothekar war, ein Workhouse im Lambeth-Bezirk von London besuchte, wo er einen Laien-Gottesdienst abhielt. Könnten wir nicht gerade in unseren Hauptgemeinden — um gleich eine praktische Zentralarbeit zu schaffen — solchen Laien-Diakonen den Sakristansdienst übertragen? Wir hätten in diesem Fall wohl zwei Fragen zugleich gelöst; denn dass wir nicht bloss Organistenkonferenzen nötig haben, sondern noch eher Sakristanskurse, das dürfte unter Eingeweihten unangefochten bleiben! Wie wir so Helfer für die Diaspora bekämen, so vermöchten wir vielleicht auch Diakonissen für den Krankendienst in der Diaspora zu gewinnen, welche verschiedenenorts romkatholische Schwestern ersetzen dürften. Man hat sich mit dem Institut der Krankenschwestern in den Gemeinden Basel, Zürich, Luzern praktisch schon Jahre hindurch beschäftigt und verschiedene eingekleidete Schwestern gehabt. Vielleicht könnte aber die Frage, in neue Zusammenhänge gerückt, wiederum zur Diskussion gestellt werden. Auch „Ferienkurse zur Behandlung von Weltanschauungsproblemen“, zu welchen unsere christkatholischen Universitätslehrer, Dichter, Musiker und Pfarrer ihre Beiträge zu leisten hätten, wären eine Einrichtung, an welcher sich vielleicht — bei glücklicher Organisation — Diasporanen und Diasporaninnen zu beteiligen und für ihre Gemeindefarbeit in der Diaspora vorzubereiten vermöchten. Dann würde in einer gewissen Art auch das Amt der christlichen „Laienlehrer“, der Didaskaloi, wieder aufleben. So harren noch viele Aufgaben im Dienst der Diasporaseelsorge der Inangriffnahme.

Ich glaube, nach all dem Gesagten werden Sie von mir nicht noch eine Antwort auf die oft gestellte Frage erwarten, ob denn der Ertrag, die Erfolge der Diasporaseelsorge in einem annehmbaren Verhältnis stünden zu der aufgewendeten Mühe, den eingesetzten Geldmitteln, der Zeit und dem Verbrauch an Kräften. Dass wir immer wieder neben Freudigem Schmerzliches erfahren, sehen müssen, wie durch gemischte Ehen uns ganze Familien verloren gehen, wie da und dort eine unbegreifliche Gleichgültigkeit herrscht, dass wir oft leiden unter der drückenden Kleinarbeit, indem wir für einen allein leisten müssen, was andere für hundert zugleich leisten dürfen, das

wollen wir keineswegs verbergen. Aber dass mit der Diaspora-seelsorge notwendige Werte geschaffen und erhalten werden, welche sich nicht mit dem Meterstab messen lassen, das dürfte doch aus unserer gemeinsamen Besinnung deutlich geworden sein. Wir, die wir uns ja um einen Gekreuzigten scharen, wollen nicht allzufrüh nach Erfolgen fragen, sondern vielmehr unsere bescheidene Arbeit tun in der Gewissheit:

Er wird durch einen Gideon,  
Den er wohl weiss, dir helfen schon,  
Dich und sein Wort erhalten.

### Anmerkungen.

<sup>32)</sup> Hochland 1925, S. 366.

<sup>32a)</sup> Karl Adam, Das Wesen des Katholizismus<sup>2</sup>, Düsseldorf 1925.

<sup>32b)</sup> In dem von Albert Schweitzer (Zwischen Wasser und Urwald, S. 135) zitierten paradoxen Ausspruch eines Weissen: „Die Neger sind tiefer als wir, denn sie lesen keine Zeitung“, wird tatsächlich eine sehr beherzigenswerte Wahrheit zum Ausdruck gebracht.

<sup>32)</sup> Ich folge hier meinem 1922, Nr. 4, im Luzerner Gemeindeblatt veröffentlichten Artikel.

<sup>34)</sup> Aus den genannten Canones muss sie ja ersehen, mit welcher lieblosen Geringschätzung ihr die Kirche ihres zukünftigen Gatten entgegentritt; wie den schlichten armen Menschen gegenüber die Härte der Paragraphen geltend gemacht wird; wie anderseits für diejenigen Türen geöffnet werden, die durch Amt, Ansehen, Titel, Kapital einen Druck auszuüben vermögen. Wo ist da die Treue zu Jesus?!

Luzern.

Otto GILG.

---